

Kondition eines Extremsportlers

Portrait Georg Schmöhe

Deutschland ist das Musikland par excellence – nicht etwa wegen der Berliner Philharmoniker, der Thomaskantoren in Leipzig oder der Staatsoper in München. Es ist das Musikland, weil es Ensembles gibt wie die Münchner Symphoniker, die dafür sorgen, dass Musik in Deutschland so selbstverständlich ist wie Wasser und Strom. Da kann kein anderes Land mithalten.

Mit Georg Schmöhe haben die Münchner Symphoniker seit der Saison 2006/ 2007 einen Mann an ihrer Spitze, der wie kein Zweiter diese spezifisch deutsche Musiklandschaft kennt, mehr noch, sein künstlerischer Werdegang ist eng an die Institutionen gebunden, die für das alltägliche Wunder deutscher musikalischer Normalität stehen. An den Hochschulen in Detmold, Berlin und Mailand erlernte er die Theorie, an den Opernhäusern in Bern, Essen, Wuppertal, Kiel, Düsseldorf und Bielefeld die wichtige Praxis, machte „die Ochsentour“, wie es in der Musikersprache heißt: vom einfachen Korrepetitor über den Kapellmeister bis hin zum Generalmusikdirektor (GMD); eine Laufbahn, die im Übrigen auch Herbert von Karajan hinter sich brachte.

Noch heute wundert sich Schmöhe über die Karriere mancher junger Dirigenten, die über Nacht zum Star werden. „Wie will der mit Finanzen umgehen, wie mit Sängern, wie mit Repertoire?“ Er lernte eine Unmenge an Repertoire binnen kurzer Zeit zu bewältigen, mit finanziellen, künstlerischen und logistischen Einschränkungen zu leben und trotzdem stimmige und gelungene Aufführungen zu realisieren. Dies sei „eine wichtige Schule“ gewesen auch für die weiteren Stationen seiner Karriere, sei es als Operndirektor und GMD am Stadttheater Bielefeld, Chefdirigent des Orquesta Sinfónica Venezuela und der Nürnberger Symphoniker, als GMD am Staatstheater in Kassel und Musikdirektor in Innsbruck oder in den Jahren als freier Gastdirigent, in denen er oft nach München kam.

In seiner Zeit in Venezuela war Schmöhe zwischen 1976 und 1981 intensiv am Aufbau der heute international bekannten venezolanischen Jugendorchester-Bewegung, heute allgemein bekannt als El Sistema, beteiligt. Neben seiner Arbeit als Chefdirigent in Caracas bildete er Nachwuchsdirektoren aus und arbeitet regelmäßig mit dem musikalischen Nachwuchs des Landes. Diese musikalische Arbeit stellte Schmöhe gemeinsam mit seinen venezolanischen Musikern auf ausgedehnten Tourneen durch Süd- und Nordamerika sowie Europa vor.

Zu Bayern hat Schmöhe, der heute in Leutasch bei Mittenwald wohnt, schon immer eine besondere Affinität - nicht nur weil er ein begeisterter Bergsteiger ist. In München arbeitete er unter anderem am Staatstheater am Gärtnerplatz, dirigierte Aufführungen mit den Münchner Philharmonikern und dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, produzierte viele Rundfunk- und CD-Aufnahmen und traf regelmäßig Sergiu Celibidache, dessen „Klangfarben“ er sehr bewunderte.

Als er 2006 bei den Münchner Symphonikern sein Amt als Chefdirigent übernahm, waren neben Schmöhes fachlichen Qualitäten allerdings auch die psychologischen gefragt, zumal sich das Orchester in einer schwierigen finanziellen Situation befand. Es galt zu überleben und einen Platz in der reichen Musiklandschaft Münchens zu finden; kein einfaches Unterfangen in München mit seinen drei großen Klangkörpern und der Staatsoper.

Deutsche Kapellmeister umweht nicht selten der Ruf knochentrockner Pedanten, etwas verstockt und notorisch humorfrei. Ein solcher wäre jetzt garantiert gescheitert. Schmöhe aber nicht. Sein rheinländisches Gemüt und sein sportlicher Geist strahlten Zuversicht aus, seine Begeisterung steckte an, seine humorvolle Art nahm die Angst. Er überzeugte wohl auch deshalb, weil er kein selbstverliebter Dirigent ist, dem es nur um äußerliches Blendwerk geht. Und so packte man es an. 40 Konzerte dirigiert Schmöhe pro Saison. „Als ich kam, hatten wir zwei Konzertreihen, heute treten wir in allen wichtigen Konzertsälen der Stadt auf, der Philharmonie, dem Herkulesaal und dem Prinzregententheater, haben drei Abo-Reihen (A, B, C) und die Reihe »Philharmonie extra«.“

Schmöhe freut sich über den Erfolg, bestätigt dieser ihn doch darin, was er bereits als sechsjähriger Knirps wusste: „Dirigent und nichts anderes wollte ich werden! Frack statt Talar, Fliege statt Beffchen“ – in Anspielung auf seinen Vater, der Pfarrer in Wuppertal war. Dennoch blieb der Vater mit seinem Klavierspiel prägend. „Er weckte mich mit Chorälen um fünf Uhr morgens“. Ihm verdankt er eine tiefe Liebe zur geistlichen Musik.

Eine Portion mütterlichen Unternehmergeistes, die aus einer Fabrikantenfamilie stammte, war wohl dabei als er mit 15 Jahren ein Orchester gründete. „Ins Gemeindehaus passten 400 Leute; da dachte ich mir, man könnte ja Musik machen“. Im Nu waren die Musiker zusammengestellt und Schmöhe, der bis dahin Geige und Klavier lernte, ihr Dirigent. Der Wunsch des Jungen aus Gummersbach war in Erfüllung gegangen.

Es folgte eine fundierte Dirigentenausbildung an den Hochschulen in Detmold, Berlin und Mailand; weitere Fächer waren Komposition, Violine, Klavier und Schlagzeug. Unter seinen Lehrern finden sich mit Luigi Dallapiccola, Giselher Klebe, Günter Bialas und Boris Blacher erstaunlicherweise viele Komponisten. „Blacher legte uns jede Woche eine Klaviersonate von unterschiedlichen Komponisten vor, die wir im Sinne des Komponisten, z.B. Beethovens, instrumentieren mussten“. Das lehrte ihn, Musik zu „verstehen und mitzudenken“. Vielleicht erklärt sich hieraus sein Drang, hinter die Partitur zu blicken. Fragen um die authentische Besetzung, die adäquate Artikulation treiben ihn um. Etwa in Schuberts 8. Symphonie, die »Große C-Dur«, jenem schwierigen Werk, an das er sich jetzt nach vielen Jahren wieder „getraut“ hat. „Ein Akzent ist nicht nur ein Akzent; entscheidend ist: was hat Schubert damit gemeint?“ Und: „Die Arbeit an einem solchen Werk ist ein dynamischer Prozess, der sich durch mein Leben zieht, und er ist keineswegs abgeschlossen, nur weil ich über 70 bin.“

„Transparenz“ sagt man Schmöhes Interpretationen gerne nach, was auch daran liegt, dass er gerne an der Sitzanordnung der Instrumente tüftelt. Er gilt als Verfechter der „deutschen Aufstellung“, die, im Gegensatz zur landläufigen „amerikanischen“ Ordnung, die 1. und 2. Geigen *gegenüber* setzt – statt nebeneinander. „Sie müssen einander zuhören“. Erst wenn seine Musiker „ein Stück, das sie bereits auswendig konnten, plötzlich ganz anders wahrnehmen“, dann ist er zufrieden. Gerne arbeitet er mit jungen aufstrebenden Solisten und hat so manchen den Weg zu einer vielversprechenden Karriere geebnet.

Die Münchner Symphoniker zählen 55 fest angestellte Musiker. Damit sind sie größer als ein Kammerorchester, aber längst nicht so groß wie die großen Klangkörper in München. „Wir sind, neben unserem klassischen Repertoire, immer auf der Suche nach Werken, die heute – aufgrund des Zeitgeschmacks – in sehr großer Besetzung aufgeführt werden, obwohl die Quellenlage eine kleinere Besetzungsgröße, wie die der der Münchner Symphoniker, absolut rechtfertigt.“

Ein Highlight seiner Arbeit bei den Münchner Symphonikern war die Aufführung aller neun Symphonien Beethovens an Ostersonntag und Ostermontag 2009. „Das war eine einzigartige Gelegenheit die Entwicklung von Beethovens symphonischen Schaffen quasi im Zeitraffer zu zeigen. Zu hören, in welcher Beziehung die Symphonien zueinander stehen und durch diesen Kontext eine völlig neue Sichtweise für Musiker und Publikum erfahren zu können!“ Ein Projekt, das Orchester und Chefdirigenten alle Energie abverlangte und selbst einen Mann mit der Kondition eines Extremsportlers wie Schmöhe an seine Grenzen führte.

Mit Spannung im Sommer erwartet: Schmöhes „Don Giovanni“ auf Gut Immling. Der erfahrene Operndirigent, der an den großen Häusern in Hamburg, Berlin, Stuttgart, Leipzig sowie Paris gastierte, freut sich auf die „fabelhafte Akustik“ und die „besondere Atmosphäre“. Die Proben sind bereits in der heißen Phase.

Einen wichtigen Platz nimmt für Schmöhe die Musik des 20. und 21. Jahrhundert ein. Um das Repertoire den Münchnern „schmackhaft“ zu machen, führte er eine Tradition ein, die er bereits in Kassel und Innsbruck erprobt hatte: die sogenannten „Präludien“ eine halbe Stunde vor Konzertbeginn, in der sich Solisten aus den Reihen des Orchesters oder die Gast-Solisten vorstellen und über Musik sprechen. Es habe keinen Sinn, Menschen im „Sandwichverfahren“ neue Musik aufzuzwingen. Aus seinen Erfahrungen heraus als Dirigent der Musica viva-Reihe und den „Klangspuren“ in Schwaz weiß er: „Die Leute müssen freiwillig zu den Konzerten kommen, dann bringen sie auch die notwendige Offenheit mit“. Denn eines weiß der Pfarrerssohn nur allzu gut: „Es gibt nichts Schrecklicheres, als wenn man von der Kanzel predigt, und die Kirche ist leer.“